

# INTERVIEW

Ralf Hanselle im Gespräch mit Lars Tunbjörk

## „Ich warte auf das Ende der Langeweile“

Schweden ist bekannt für seine Möbelhäuser, seine Landschaften und seine reiche Tradition an Dokumentarfotografie. War es in den 50er und 60er Jahren der Stockholmer Fotograf Christer Strömholm, der für diesen Stil prägend geworden ist, so wurde er in den 70er und 80er Jahren von Gunnar Smoliansky oder Anders Petersen fortgeführt. Heute ist es vor allem der 1956 geborene **Lars Tunbjörk**, der wie kaum ein Zweiter zum Inbegriff eines modernen skandinavischen Dokumentarstils geworden ist.



Fotos: © Lars Tunbjörk/swedish photography. Aus der Serie „Winter“, 2007



Tunbjörks Welt ist bunt, bissig und in ihrem Tiefsten banal. Mit Büchern wie „Country beside itself“ oder „Office“ hat der zurückhaltende Schwede nicht nur den Zustand des Wohlfahrtsstaats unter die Lupe genommen; er hat zugleich Bilder für die globalisierte Tristesse geschaffen. ProfiFoto traf den von der renommierten Agentur VU vertretenen Tunbjörk anlässlich einer Ausstellungseröffnung in Berlin und sprach mit ihm über Dokumente, Dienstleistungen und Depressionen.

**PROFIFOTO: Herr Tunbjörk, würden Sie sagen, die Gegenwart ist der ödste Ort, an dem man derzeit leben kann?**

Lars Tunbjörk: Nein, nicht wirklich. Das Leben an sich ist doch sehr spannend – ganz egal, zu welcher Zeit es stattfindet.

**Diese Antwort hätte ich nicht erwartet. Schaut man sich Ihre Bilder an, dann könnte man meinen, das Leben ist trist, austauschbar und langweilig.**

Was meine Bilder betrifft, stimmt das natürlich. Besonders bei einer Serie wie „Winter“. Die ist wirklich sehr düster. Und auch davor habe ich mich immer wieder mit der optischen Einfalt der modernen Welt beschäftigt – mit der Tatsache, dass heute alles irgendwie gleich und monoton aussieht. Im Zeitalter der Globalisierung ist es ja fast egal, ob sie sich in Berlin oder in Stockholm befinden. Alles ist irgendwie austauschbar geworden.

**Da ist es sicherlich nicht leicht, wenn man unter diesen Umständen noch interessante und ausgefallene Fotos machen will.**

Das stimmt. Und es wird von Jahr zu Jahr schwerer. Für mich aber ist das auch eine Herausforderung. Ich will genau diese Langeweile und optische Ödnis zum Thema machen. Ich will mich in der Fotografie auf diese normalen und austauschbaren Dinge des Lebens konzentrieren.

**Dabei hätte man doch auch sagen können, dass jetzt der ideale Zeitpunkt zum aufhören wäre. Wenn alles gleich aussieht und wenn zudem auch noch alles bereits fotografiert zu sein scheint, warum hängt man dann die Fotografie nicht an den Nagel?**

Das ist eine interessante Betrachtungsweise. Aber ich glaube, man muss die Gegenwart als Wagnis sehen. Es hat doch einen ungemeinen Reiz, die ganz alltägliche Welt zu zeigen. Ich versuche die Gegebenheiten auf eine neue Art zu sehen und zu interpretieren.

**Es mag Leute geben, die beim Anblick Ihrer Bilder denken: „Das ist so trivial; das kann ich auch!“.**

Das ist ein alter Reflex. Aber in Wahrheit ist meine Fotografie natürlich we-



sentlich schwieriger, als sie auf den ersten Blick aussehen mag. Es ist sehr kompliziert, ein banales Motiv zu fotografieren. Da steckt viel harte Arbeit drin. Vieles geschieht bei mir aus dem Bauch heraus. Ich versuche beim Fotografieren möglichst wenig zu denken – und das ist nicht leicht.

**Ihre frühen Serien wie „I Love Borås“ oder „Country beside itself“ scheinen sehr geprägt zu sein von Martin Parr. Hat der Engländer da für Sie Pate gestanden?**

Ja, natürlich. Gerade meine ersten Bücher aus den 90er Jahren sind sehr stark von Parr beeinflusst worden.

**Es gibt Kritiker, die halten Parrs Ästhetik für zynisch.**

Ich weiß. Aber das empfinde ich gar nicht so. Natürlich stimmt es, dass er den Menschen auf seinen Fotos in

gewisser Weise eine Maske entzieht. Aber er gibt sie nicht der Lächerlichkeit preis. Martin Parr hat einfach sehr viel Humor. Es gibt sicherlich auch Leute, die bei meinen Bildern glauben, dass ich mich über meine Mitmenschen lustig machen würde. Doch das ist Quatsch. Man sollte nie vergessen, dass es bei meinen Bildern immer auch um meine eigene Welt geht. In „I love Borås“ zum Beispiel beschäftige ich mich mit meiner Heimatstadt. Ich zeige also mein eigenes Umfeld. Wenn ich mich über etwas lustig mache, dann in erster Linie über mich selber.

**Borås ist eine kleine Stadt in Südschweden. Wie schafft man es von dort zu einem der mittlerweile wichtigsten Fotografen Skandinaviens zu werden?**

Fotografie hat mich immer schon fas-

ziniert – seitdem ich ein kleiner Junge war. Meine Eltern haben mich immer mit in die großen Museen geschleppt, und ich habe mich früh für Kunst und Bilder interessiert. Am Anfang habe ich auch mal versucht zu zeichnen; aber dafür habe ich leider kein großes Talent. Also habe ich irgendwann die Fotokamera für mich entdeckt und bald darauf angefangen, für verschiedene schwedische Tageszeitungen zu arbeiten.

**Es gibt in Schweden eine sehr lange Tradition in der dokumentarische Fotografie – denken Sie nur an Christer Strömholm oder an Anders Petersen. Hat Sie diese Schule beeinflusst?**

Sicherlich. Ich liebe die Arbeiten von Christer Strömholm bis heute. Ich habe sein Werk bereits sehr früh für mich entdeckt; auch wenn ich es am Anfang vielleicht noch gar nicht rich-





tig verstanden habe. Strömholms Arbeiten sind ja zuweilen sehr düster. Das mag übrigens auch mit dem skandinavischen Licht zusammenhängen. Das Licht ist etwas sehr Wesentliches für den Charakter einer Fotografie.

**Dokumentarfotografie ist immer ein Risiko: Einerseits ist man teilnahmsloser Beobachter, andererseits beeinflusst man das Verhalten der Menschen, wenn man sie fotografiert. Kann man diesem Spagat entgehen?** Es ist wie mit dem Einfluss des Versuchsleiters auf ein wissenschaftliches Experiment. Man weiß nie, inwie-

weit man als Beobachter das Ergebnis verändert. Aber es stimmt sicherlich: Viele Leute verhalten sich anders, wenn Sie wissen, dass sie von einer Kamera gesehen werden. Manche Menschen werden dann künstlich; andere fangen an, Theater zu spielen. Früher, als ich noch überwiegend schwarzweiß fotografiert habe, habe ich diese Abweichung besser im Griff gehabt. Da habe ich mit einer kleinen Leica gearbeitet. Die ist nahezu unsichtbar gewesen. Jetzt aber nutze ich sehr oft Mittelformatkameras. Zudem greife ich zuweilen auf Blitzlicht zurück. Da werden die Leute natürlich

schon nervös, wenn sie nur die Ausrüstung sehen. Ich kann mich heute einfach nicht mehr so gut verstecken wie früher.

**Sie haben sich bereits sehr früh der Farbfotografie zugewandt. Das unterscheidet Sie auch sehr stark von den eben erwähnten Meistern der schwedischen Fotografie.**

Das ist bei mir ein längerer Prozess gewesen. Als ich mein erstes Buch „Country beside itself“ machte, wollte ich damit etwas über das Leben im gegenwärtigen Schweden erzählen. Ich wollte den Wandel vom Wohlfahrtsstaat hin zu einer kapitalistischen Gesellschaft dokumentieren. Anfangs habe ich das in Schwarzweiß probiert. Dann aber ist mir klar geworden, dass das nur in Farbe funktionieren kann. Das hatte einen ganz einfachen Grund: Die ganze Warenwelt, die Werbung, die Firmenlogos – alles ist heute farblich codiert. Mit Schwarzweiß kommt man da nicht weiter. Das war eine Erkenntnis, die ja auch schon die großen amerikanischen Farbfotografen in den 70er Jahren gehabt ha-

ben. Die waren hier sicherlich stilbildend für mich.

**Das Schweden, das Sie auf ihren Bildern zeigen, wirkt sehr synthetisch, künstlich und knallig. Das hat einerseits etwas Komisches, andererseits aber wirkt es auch verstörend. Verstehen Sie Ihre Arbeit als Gesellschaftskritik?**

Ja, auf jeden Fall. Meine Bilder sind in ihrer Summe eine kritische Reflexion des gegenwärtigen Schwedens. Ich begleite die Veränderungen, die Nivellierungen und die Entfremdungen. Es sind Kommentare zu gesellschaftlichen Prozessen. Auch eine Serie wie „Office“ ...

**... für die Sie Arbeitswelten und Büros in Schweden, Japan und den USA unter die Lupe genommen haben ...** Ja, genau. „Office“ ist natürlich auch ein Kommentar zu der modernen Dienstleistungsgesellschaft. Meine These war, dass sich unsere Arbeitsplätze zunehmend angeglichen haben; dass auch hier alles uniformer und ähnlicher geworden ist. Allerdings

musste ich im Laufe der Arbeit an „Office“ feststellen, dass das in dieser Radikalität nicht stimmt. Es gibt durchaus noch Unterschiede. In Schweden zum Beispiel sind die Büroräume wesentlich größer als in Japan oder in den USA. Hier scheint alles noch ein wenig mehr auf den Menschen zugeschnitten zu sein – auch wenn sich das gegenwärtig stark verändert. Auch scheint es in Schweden noch weniger Stress am Arbeitsplatz zu geben. Wenn man in ein amerikanisches Büro kommt, dann kann man regelrecht sehen, wie hier die Nerven blank liegen. Der Druck ist wesentlich größer, und das spiegelt sich auch in der Enge der Arbeitsplätze wider.

**In den letzten Jahren haben Sie sich immer mehr für eine Art Schnappschuss-Ästhetik entschieden – das sieht man schon in „Office“; ganz besonders aber wird das in Ihrem 2007 bei Steidl erschienenem Buch „Winter“ deutlich. Woher kommt das?**

Das hat sicherlich mit meinem emotionalen Zugang zu den Themen zu tun. Ich versuche eben alles zu fotografieren, was mich interessiert – und das möglichst kopflös. Der Kopf kommt dann erst wieder später zum Einsatz – wenn ich mich entscheiden muss, welches der Bilder in ein Buch oder in eine Serie kommt. Für diesen Auswahlprozess mache ich oft hun-

derte kleiner Arbeitsabzüge. Und die schaue ich mir immer wieder an – vergleiche, lege zusammen, reduziere. Solange, bis am Ende eine Serie daraus entstanden ist. „Winter“ war in dieser Hinsicht vielleicht das persönlichste Buch. Die Serie hat sehr viel mit mir selbst zu tun. Sie spiegelt mein Verhältnis zum schwedischen Winter. Das ist für mich eine harte Zeit. Da merke ich, wie sämtliche Energie aus meinem Körper fließt. Im Januar kann es passieren, dass ich regelrecht depressiv werde. Und genau das habe ich zum Thema gemacht: die Dunkelheit, die Depression, die Zurückgezogenheit.

**Kann man die Serie als Therapie sehen – eine Art Dopamin für die Augen?**

Ja, für mich ist Fotografie Medizin. Und bei einer Serie wie „Winter“ hat sie sehr gut gewirkt. Es ging mir danach wirklich besser.

**Jetzt haben wir anfangs sehr viel über die Ödnis der Gegenwart und die Einformigkeit der globalisierten Welt gesprochen. Kann man da „Winter“ nicht auch als eine Art Metapher verstehen?**

Vielleicht. Wir leben in einer Zeit des Wartens und Verharrens. Ein globaler Winter. Eine Zeit, in der wir auf das Ende der Langeweile hoffen – auf neue



Inspirationen, Ideen und Utopien. Ja, vielleicht ist Winter eine Metapher; auch wenn das von mir nicht so beabsichtigt gewesen ist.

**Lars Tunbjörks Serie „Winter“ ist noch bis zum 15. Dezember in der Galerie Swedish Photography in Berlin zu sehen.**

## SPIEGELLOS IN 3. GENERATION. TOP-BERATUNG IN VIERTER.

Die neue GH3 von Panasonic: beste Bildqualität durch den neuen 16 MP Sensor, professionelle Videos mit Bildraten bis zu 60 Bilder/Sek, robustes, staub- und spritzwassergeschütztes Gehäuse, dreh- und schwenkbarer OLED Monitor mit Touch-Funktion. Und was Sie sonst noch wissen müssen, erklären wir Ihnen wie immer gerne persönlich.



**DINKEL**  
ALLES FÜR FOTOGRAFEN.

**Und auch davor habe ich mich immer wieder mit der optischen Einfalt der modernen Welt beschäftigt – mit der Tatsache, dass heute alles irgendwie gleich und monoton aussieht**

Lars Tunbjörk